

KENNEN SIE KÖLN?



Abbildung 3

Es liegt ein wenig abseits und vielleicht wird mancher Kölner noch nicht gewußt haben, welche wertvolle und kostbare Sammlung der Bau am Han'aring beherbergt. Vielleicht mag auch die Schwierigkeit des Verstehens dieser absolut fremden Welt, die sich dort auftritt, eine heimliche Angst hervorrufen. Der Besucher möge sie überwinden. Die Sammlung ist außerordentlich vielseitig. Sie enthält u. a. eine außerordentlich interessante Bronzesammlung sehr früher Kulturepochen, eine reichhaltige, mit besten Qualitäten besetzte Keramiksammlung. Gerade hier sind die Beispiele der leuchtenden weißen, blauen, braunen Glasuren der frühen Japancen wie auch die blauweißen und farbigen Porzellane der Spätzeit ausersuchen. Die Malerei aber ist von so herrlicher Kraft, Zartheit, Duft und Zauber, daß sie allein zu leben ein Genuß jedes Besuchers genannt werden kann.

Die Statue (Abbildung 1) eines wiehern den Hengstes gehört zu den schönsten Kunstwerken des ostasiatischen Museums. Sie ist mit feinsinniger sicherer Hand aus weißlichem Ton geformt und ist kaum höher als fünfzig Zentimeter. Dennoch scheint sie den Raum zu sprengen, so außerordentlich monumental wirkt diese Plastik trotz ihres kleinen Formats. Ein Künstler mit wachem Blick und starkem Temperament hat das Pferd lange studiert, mehr noch, hat es lieben gelernt und mit der für den Chinesen eigentümlichen starken Verbundenheit mit der Natur und allen Kreaturen das besondere Wesen des Pferdes, für das ostasiatische Denken seine „Seele“ entdeckt. Denn der Künstler gibt weit mehr als eine vafende, realistische Wiedergabe des Tieres. Könnte der Nacken des Hengstes in Wirklichkeit

so breit und kräftig aus dem Leib emporwachsen? Aber was tut es, wenn der Maler hier einen stärkeren Akzent hinlegt. Erfahren wir nicht dadurch den salzinierenden Eindruck ungebändigter Wildheit? Die beiden Vorderbeine stehen wie festgerammt im Boden unerschütterlich und tragen das herrliche Gewicht des festen Leibes. Die Hinterbeine sind gespannt bis zum Zerreißen. Fast scheint sich der Körper zu ducken wie zum Sprung. Den Kopf aber wirft das Tier in die Höhe. Mit elementarer Gewalt schießt er in die Luft. Die Ohren zurückgelegt, schnaubt es und schiebt die Nüstern zurück, daß die Zähne freierausstehen zur Abwehr. Ein königliches Tier, voll Kraft und edler Haltung, Temperament und Leidenschaft. Diese Statue schuf ein Keramiker der Tang-Dynastie im 8. oder 9. Jahrhundert.

Abbildung 2 ist nur ein Ausschnitt, ein Teil



Abbildung 1

eines überlebensgroßen Gemäldes, auf Seide gemalt. Ein Teil nur, aber vielleicht der schönste. Eine kaum fahbare Zartheit steigt über dem Bilde. Wie eine zarte, lyrische Dichtung steht das Ganze mit kräftigen Strichen und doch wieder unwirklich traumhaft verflutend vor unseren Augen. Das Göttliche im Menschen offenbar sich unmittelbar, in der Natur wie ein Gleichnis. Es kommt weder auf genau beschreibende Einzeldarstellung noch auf getreue Wiedergabe an — obwohl diese oft staunenswert delat ist — die Seele des Menschen ist der Natur geöffnet mit einer Empfänglichkeit, die alles, Tier, Pflanze, Berg, Wasser in wunderbarer Einheit stimmungshaft zusammenfassen läßt mit den menschlichen Gefühlen. Eine schroffe Felswand steigt auf über dem ruhigen See. Man glaubt durch schwindende Nebel die Sonne zu ahnen, aber noch ist die Ferne verschleiert.

Zwei weiße Philosophen sitzen erleuchteten Geistes in tiefer Meditation verharrend am Ufer. Eine lautlose Stille webt in dem warmen Ton des Glanzes. Es ist gemalt in China zur Zeit der Ming-Dynastie im 15. Jahrhundert, aber noch im Stil und Geist der vergangenen Sung-Dynastie, deren Naturstimmungen und Landschaftsbilder dieser Epoche ihren letzten feinen und unnachahmlichen Glanz verliehen haben.

Bis in die ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, als Matahei als erster Maler bürgerlicher Herkunft auf den Plan trat, hatten nur Adelige und Mönche in Japan den Pinsel geführt. Er begründete eine Schule, die im Gegenjah zu der idealen Vergeistigung der älteren Kunst eine ungezügeltere Freude an sinnlichem Kolorit betonte und sich an kräftiger Farbe nicht genug tun konnte. Es widerstrebte ihm, im stark ausgefahrenen Geleise historischer und mythologischer Szenen fortzuführen. Ihn drängte es, aus dem vollen Leben zu schöpfen, der Schilderer seiner Zeit zu werden, seine Stoffe da zu entnehmen, wo sich ihm interessante Motive boten, einerlei, ob dieselben dem Dasein eines armen Kuli oder einer Heiäre entstammten. Diese Malerei wurde ein Spiegelbild der Sitten des Volkes.“ So schreibt der ausgezeichnete Museumsführer zur allgemeinen Charakterisierung dieser Epoche. Das Bild, das wir hier zeigen (Abbildung 3), gehört eng in den Kreis des Matahei. Sein Schüler Masatohji hat das Bild einer schönsten japanischen Tänzerin in farbenprächtigem Kostüm mit Schwert und Fächer gestaltet. Es ist ein schönes Beispiel japanischer Malerei des 17. Jahrhunderts. Balend, lebensfrisch, mit prachtvoller Beobachtungsgabe, mit deutlich spürbarer Sinnenfreude



Abbildung 2